

ZfKM

Zeitschrift für Kritische Musikpädagogik

03

Anne Niessen

*Musiklehrerbiographien, Professionstheorien
und Hochschuldidaktik*

DOI: [10.18716/ojs/zfkm/2003.1241](https://doi.org/10.18716/ojs/zfkm/2003.1241)

Anne Niessen

Musiklehrerbiographien, Professionstheorien und Hochschuldidaktik – Über die schwierige Verwendung der Ergebnisse qualitativer Forschung

Eine qualitative Untersuchung im Fach Musikpädagogik zu rezensieren, ist ein nicht alltägliches Vergnügen; angesichts der mageren Forschungslage ist es um so erfreulicher, dass Wilfried Hansmann mit Hilfe qualitativer Methoden ein interessanter und fundierter Einblick in die Besonderheiten des Musiklehrerberufes aus der Perspektive der Lehrenden gelungen ist. Unter dem Titel „Musikalische Sinnwelten und professionelles LehrerInnenhandeln. Eine biographie-analytische Untersuchung“ legt Wilfried Hansmann das Ergebnis einer biographischen Interview-Studie mit 19 Musiklehrerinnen und Musiklehrern verschiedener hessischer Schulformen vor.

Nach einem einführenden Teil, in dem er seine Fragestellung knapp entfaltet, stellt Hansmann ausführlich die Lebensgeschichten zweier Lehrerinnen dar, die er als „Eckpunkte“ seines Samples bezeichnet, und fügt zur Ergänzung vier Kurzportraits weiterer Lehrender hinzu. Die Ergebnisse der Auswertung aller Interviews fasst er in der Herausarbeitung von „Kernproblemen schulischen Musikunterrichts“ zusammen und entwirft auf einem höheren Abstraktionsniveau ein „Professionsmodell“ für den Musiklehrerberuf. Im abschließenden Ausblick formuliert Hansmann Konsequenzen für die LehrerInnenbildung, die weit über den Status unverbindlicher Anregungen hinausgehen. Sein Bemühen um Theoriebildung auf mehreren Ebenen ist besonders positiv hervorzuheben. Allerdings ist dieses Vorhaben von Schwierigkeiten begleitet, die ich im Folgenden skizzieren möchte.

In der Einleitung bereits scheint ein Kernproblem der Arbeit auf, das Hansmanns Umgang mit vorhandenen Theorien und Methodologien betrifft. Er bezieht sich auf eine Fülle verschiedener Ansätze, was auf eine intensive Auseinandersetzung mit den methodologischen Problemen qualitativer Forschung schließen lässt. Allerdings sind seine methodologischen Reflexionen so knapp geraten, dass sie selten über die Erwähnung der entsprechenden Ansätze hinausgehen. Der Autor beschreibt nicht genauer, welche Aspekte oder Anregungen einer Theorie er übernommen hat und welche nicht. So erwähnt er in seinen einleitenden Formulierungen über die Wahl der Forschungsmethode eine Fülle verschiedener methodologischer Ansätze, die

zwar möglicherweise in Einzelaspekten miteinander kompatibel sind, nicht aber in Gänze und in dieser Fülle:

„In der vorliegenden Untersuchung kam die Untersuchungsmethode des biographisch-narrativen Interviews zur Anwendung, das im Bereich qualitativer, hypothesen- und theoriegenerierender (und nicht hypothesenprüfender) Forschungsmethoden (vgl. grounded theory ...) als das ausgefeiltste sozialwissenschaftlich interpretative, empirisch und theoretisch gesicherte Erhebungs- und Auswertungsverfahren gilt.“ (S. 18)

Dazu ist festzuhalten: Bei narrativen biographischen Interviews handelt es sich keineswegs um eine vollständige Untersuchungsmethode und schon gar nicht um ein Auswertungsverfahren, sondern zunächst nur um ein Untersuchungsinstrument. Außerdem lässt sich wohl kaum behaupten, dass dieser Interviewtypus, der ohne nähere Spezifizierung zunächst keinem methodologischen Ansatz und keiner Wissenschaft eindeutig zugeordnet werden kann, „ausgefeilter“ ist als andere Interviewtypen, die abhängig von der Fragestellung gewählt werden. Was an dieser vielleicht pedantisch wirkenden Kritik eines einzelnen Satzes gezeigt werden sollte, zieht sich als Problem durch die Untersuchung und verdeckt manche Vorzüge, die die Arbeit gerade gegenüber methodologisch unreflektierteren Forschungsvorhaben besitzt: Hansmann benennt zwar eine Fülle von Namen und Publikationen, nicht aber deren Relevanz für die vorliegende Untersuchung. Unklar bleibt auch, ob diese teilweise sehr unterschiedlichen Ansätze überhaupt im Rahmen einer einzelnen Untersuchung sinnvoll Verwendung finden können.

Hansmann betont an mehreren Stellen ausdrücklich die Gesicherheit qualitativer Forschungsmethoden, was beispielsweise in den folgenden Formulierungen zum Ausdruck kommt: „Dem Verfahren liegt die empirisch gesicherte Erkenntnis zugrunde, dass lebensgeschichtliche Ereignis- und Erfahrungsprozesse vielfältige Rückschlüsse auf biographisch relevante Handlungs- und Deutungsmuster der Lehrerinnen und Lehrer ermöglichen“. Zudem habe Fritz Schütze „empirische Nachweise“ für die Nähe von Erzählen und Erfahrung erbracht (S. 18). Die Etabliertheit qualitativer Forschung dürfte mittlerweile selbst in der Musikpädagogik nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Im Gegenteil erscheint es mir eher fragwürdig, im Rahmen qualitativer Methodologie von „empirisch gesicherten Erkenntnissen“ oder „Nachweisen“ zu sprechen. Mit diesen Formulierungen begibt Hansmann sich in die Nähe einer positivistischen Forschungstradition, in deren Kontext qualitative Forschung gerade nicht gut aufgehoben ist. Aber das mag Geschmackssache sein oder präziser: eine zwischen dem Autor und mir divergierende Auffassung von sinnvollen Gütekriterien qualitativer Forschung (die Hansmann - nebenbei bemerkt - nicht thematisiert).

Noch ein weiteres Problem sei an dieser Stelle benannt, das sowohl inhaltlich bedenklich als auch für die Rezeption problematisch ist: Hansmann verwendet bisweilen für seine Forschung zentrale Begriffe so unscharf, dass sie schlicht unverständlich werden. Was sind zum Beispiel „Ereignisstrukturen“ (S. 18) oder „Prozessstruktur-

mechanismen“ (S. 143)? Letzterer Begriff spielt in der Arbeit eine zentrale Rolle, wird aber ebenso wenig definiert wie das Verfahren der „struktur-, entwicklungs- und kompetenztheoretischen Triangulierung (SEKT-Modell)“, das Hansmann verwendet, ohne es aber in seinen Dimensionen oder seiner Bedeutung zu beschreiben oder es explizit einem theoretischen Hintergrund zuzuordnen (S. 23, 143). Auf diese Weise und auch an anderen Stellen verspielt er Chancen, die in seinem mutigen theoretischen Zugriff auf das komplexe Thema verborgen liegen. So zeugt es zum Beispiel von theoretischer Reflektiertheit, dass Hansmann „Anmerkungen zur Normativitätsproblematik“ macht - aber diese Anmerkungen bleiben dann so allgemein und formal, dass ein sinnvoller Bezug zum Forschungsprojekt nicht zu erkennen ist (S. 23-24).

Noch einmal: Hansmanns Bemühen um die Gewinnung von Erkenntnissen auf einer Meta-Ebene kann nicht häufig genug als Ausnahmefall positiv hervorgehoben werden. Trotzdem sei auch hier noch ein kritischer Blick auf die Frage erlaubt, welche Ergebnisse er angestrebt hat und welche er letzten Endes erreicht. Die „Einsichten in den Berufsalltag von MusiklehrerInnen“, die er eröffnen will, hat er sicherlich mit seiner Darstellung ermöglicht. Er möchte ferner die „Balanceakte“ erforschen, „... die LehrerInnen im Umgang mit den widersprüchlichen Anforderungen ihres Berufsalltags entwickeln.“ (S. 13) Auch hier ist es ihm gelungen, in Bezug auf einzelne Personen Strategien und Handlungsmuster aufzuzeigen, die in den oftmals problematischen beruflichen Werdegängen der Befragten zum Vorschein kommen. Ferner möchte er herausfinden, wie die LehrerInnen sich die für ihre Arbeit nötigen Kompetenzen aneignen. Die Ergebnisse wiederum sollen einen Beitrag zu einem „Selbstkonzept dieser Lehrergruppe und zur Professionalisierungsdiskussion“ leisten (S. 13). Wie steht es mit der Erfüllung der beiden letztgenannten Ansprüche? Dazu möchte ich einen etwas ausführlicheren Blick auf das „Professionsmodell“ werfen, das Hansmann in Kapitel 4 präsentiert (S. 143 ff). Hier erscheint zunächst ein Umstand erstaunlich: Hansmann fokussiert als „Kern“ dieses Modells eine Kategorie, die bis dahin explizit noch nicht aufgetaucht ist, weder in der ausführlicheren Darstellung einzelner LehrerInnenbiographien noch in der Aufzählung der „schulischen Kernprobleme“ im Kapitel 3 (S. 127 ff): Er nennt als Zentrum des Modells nämlich: „Identifikation mit und Toleranz gegenüber einer für vielfältige Ausdrucksmöglichkeiten offenen Welt der Musik“ (S. 144). Zur Begründung heißt es:

„In der Zusammenschau der rekonstruktiven Zugänge zur Berufstätigkeit von MusiklehrerInnen und unter Berücksichtigung meiner Vorüberlegungen zur Normativitätsproblematik (s. Kap. 3.1) bin ich zu der Erkenntnis gelangt, dass es Musiklehrkräften um so eher gelingt, die vielfältigen Anforderungen an ihr berufliches Handeln mit den demokratischen Zielen unserer Verfassung ... zu verbinden, je offener sie den vielfältigen Formen musikalischen Ausdrucks unserer heutigen Zeit begegnen“ (S. 144).

Diese Setzung überrascht, denn es findet sich in keiner Überschrift des Bandes ein Hinweis auf diese Kategorie, im Gegenteil: Hier dominieren die von den Lehrkräften

thematisierten Schwierigkeiten mit strukturellen Gegebenheiten der Schule, mit Spannungen im Kollegium und vor allem im Umgang mit den SchülerInnen. Die Geschichte von Regina Nau, die eine im weitesten Sinne „klassische“ Instrumental-ausbildung genossen hat und nebenbei als Rockmusikerin auf der Bühne steht, die aber von gravierenden Schwierigkeiten in ihrem beruflichen Alltag und heftigen daraus resultierenden persönlichen Krisen berichtet, scheint der von Hansmann formulierten These geradezu zu widersprechen. Er beschreibt in der Darstellung dieser Biographie sehr sensibel, dass es gerade außermusikalische Gründe waren, die Regina Nau schließlich zunehmend befähigten, ihre beruflichen Alltag in für sie befriedigender Weise zu meistern. Der „Kern“ des Professionsmodells bleibt vom Rest der Untersuchung auf merkwürdige Weise abgekoppelt und seine Herleitung erscheint nicht transparent.

Übrigens gilt das nicht für die übrigen „Prozessstrukturmerkmale“ des Modells, wie zum Beispiel für die Erwähnung von „Studium und Referendariat als moratoriumsähnlicher ‚Pufferphase‘“ oder dem Aspekt „Aufbau und Nutzung von Stützsystemen“. Sie alle werden mit Hilfe von Interviewauszügen belegt und bilden eine sinnvolle Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse auf einer Meta-Ebene. Es scheint fast so, als habe Hansmann gerade in seinem Modellkern stärker, als es an diesem Punkt der Arbeit legitim erscheint, normative Vorstellungen eingebracht. Allerdings vermute ich, dass er sich dabei weniger auf die „demokratischen Ziele unserer Verfassung“ bezieht, wie er selbst es angibt (S. 144), sondern dass er seine dezidierte Vorstellung davon einbringt, wie die Annäherung an Musik grundsätzlich sinnvollerweise gestaltet werden sollte:

„Musiklehrkräften gelingt um so eher ein produktiver Umgang mit Erwartungsdiscrepanzen im schulischen Handlungsraum Musik, wenn ihnen selbst ein offener Zugang zur Musik und ihren Ausdrucksformen bereits seit den Anfängen ihrer eigenen musikalischen Ausbildung zugestanden wurde, sie ihre eigene musikalische Welt bspw. in einem einfühlsamen Instrumentalunterricht entdecken durften und sich ihnen durch einen kreativen Umgang mit Zeit und Raum eigene musikalische Wege eröffneten“ (S. 170).

Im Sprung von der Ebene der Darstellung der individuellen Biographien zum theoretischen Modell sind offensichtlich zusätzliche Annahmen eingeflossen, die Hansmann nicht überzeugend aus den Ergebnissen der empirischen Untersuchung ableiten kann.

Seine genaue Vorstellung von musikpädagogisch wertvollen Vermittlungsprozessen scheint auch im letzten Kapitel auf, in dem Hansmann detailliert praktische Konsequenzen aus seiner Untersuchung für die Musiklehrerausbildung formuliert. Die Anregung, die er am ausführlichsten entfaltet, stellt eine hochschuldidaktisch erprobte Seminarkonzeption dar, in der Studierende Fallbeispiele aus der pädagogischen Praxis mit Hilfe von Methoden des forschenden Lernens aufarbeiten. Der Link zur vorangegangenen Untersuchung besteht m.E. am ehesten in der Vorstellung einer positiv zu bewertenden und deshalb zu fördernden Reflexivität von Lehrkräften.

Diese Kategorie wird in der Ergebnisdarstellung allerdings nicht eigens thematisiert, sondern scheint nur durch, wenn Hansmann z.B. einer der beiden am ausführlichsten beschriebenen Probandinnen eine besonders ausgeprägte Reflexivität bescheinigt, die ihr eine „systematische Weiterentwicklung ihrer biographischen Positionen und Dispositionen“ ermöglicht habe (S. 25). Der Übergang vom theoretischen Modell zu praktischen Konsequenzen kann gar nicht ohne zusätzliche Annahmen, ohne Akzentuierungen und persönliche Schwerpunktsetzungen gelingen, aber es wäre wichtig, diese zusätzlichen Annahmen offen zu legen, um den Eindruck zu zerstreuen, dass es sich um eine „Ableitung“ von praktischen Konsequenzen aus den empirischen Ergebnissen handelt - die wissenschaftstheoretisch schlicht nicht möglich ist.

Es ist in Rezensionen üblich, gerade das aufzudecken, was an einem Forschungsvorhaben nicht überzeugend gelungen erscheint. Bisweilen, und so ist es auch bei dieser Rezension, richtet sich die Kritik auf solche Punkte, die auch auf allgemeinerer methodologischer Ebene noch nicht hinreichend geklärt sind. Das betrifft in diesem Fall vor allem die Bestimmung des Status' der Ergebnisse qualitativer Forschung bzw. deren Verwendung. Und so sollte am Ende nicht der Eindruck verwischt werden, dass Hansmann insgesamt eine methodologisch und theoretisch ambitionierte Untersuchung gelungen ist, auch wenn die Überführung der Forschungsergebnisse in das theoretische Modell nicht restlos gelungen erscheint. Trotzdem wäre es doch zu wünschen, dass die Schilderung der einzelnen Interviews und die zusammengefassten Ergebnisse der Studie auf den verschiedenen Ebenen gerade von den AusbilderInnen der zukünftigen Musiklehrkräfte sorgfältig rezipiert würden. Sie bieten so viel Stoff zur Auseinandersetzung mit dem problematischen und heterogenen Berufsbild von MusiklehrerInnen, dass vor diesem Hintergrund sinnvoll und produktiv über die Neugestaltung von Musiklehrerausbildung nachgedacht werden kann. Das hochschuldidaktische Modell, das Hansmann abschließend darstellt, könnte in diesem Zusammenhang als Anregung dienen.